

Zeitschrift: Zoom-Filmberater
Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein
Band: 25 (1973)
Heft: 15
Rubrik: TV/Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

TV/RADIO-KRITISCH

Konkrete Chance zur optischen und verbalen Artikulation

Jugend im Fernsehen

Wenn es nach den bundesdeutschen Fernsehanstalten ginge (vom Schweizer Fernsehen wollen wir erst gar nicht reden), dann hätte die Jugend der BRD keine Probleme. Denn: Wessen Probleme man ausschaltet, dessen Probleme gibt es nicht. Je dringlicher junge Leute heute Fragen stellen, je intensiver sie sich politisch engagieren, desto beharrlicher basteln die Programmgestalter des Ersten und Zweiten Deutschen Fernsehens an einer heilen Welt. Jugendsendungen haben im Programm der Väter entweder überhaupt keinen Platz – oder es ist bestenfalls ein Notsitz. Für junge Leute herrscht auf bundesdeutschen Mattscheiben permanent Bildstörung.

Da gab es etwa «Baff» vom Westdeutschen Rundfunk (WDR) oder «In» von Radio Bremen. «In» brachte es auf 23 Sendungen und damit auf 23 Konflikte. Angefangen bei der Ablehnung oder Modifizierung von Exposés, über Veränderungen von Filmteilen, Änderungen im Kommentar, bis hin zur kurzfristigen Sperrung zweier Autoren. Als man sich schliesslich der Institution Fernsehen widmen wollte, kam es zum Eklat. Das ging denn doch zu weit. «Baff» ging es nicht anders, nachdem es völlig vereinzelt im Mittelalter-Programm ausgestrahlt wurde, als «Bildstörung» und «Zoom» usw.

Das ZDF ist symptomatisch für diese Situation. Es hat nämlich einen Jugendausschuss. Der Jugendausschuss, so wird behauptet, setze sich lebhaft dafür ein, dass vom ZDF ein Jugendprogramm produziert wird. Seine Mitglieder – und das ist wirklich die Ironie an der Geschichte – haben das Durchschnittsalter von 60 Jahren und sind überwiegend bereit, mit ihren Enkeln zu spielen. Doch das Spiel soll heissen: «Kein schöner Land in dieser Zeit, als hier das unsre weit und breit.»

Freilich, das hat sich geändert, wenigstens teilweise, denn das ZDF hat inzwischen das progressivste und beste Jugendmagazin der Mattscheibe: «Direkt». Hier wird keine intakte Welt vorgegaukelt, keine liebe Lassie-Tarzan-Heck-Hitparaden-Jugend vorgeführt, sondern konkrete Missstände in den Betrieben aufgezeigt. Das ist eine hervorragende Idee: Kollektive oder Gruppen aus allen sozialen Schichten können dem ZDF schreiben, ihre Probleme erläutern und – sind sie wichtig genug – auch in Reportagen oder Dokumentation selbst realisieren. Da kann man erstaunliche Entdeckungen machen: Etwa, dass die Amateure wesentlich schärfere und präzisere Fragen zu stellen imstande sind als die geleckten Interview-Profis. Ihr Blick ist schärfer, zwar längst nicht so routiniert, dafür treffender. Der Grund ist klar: Es sind ihre Probleme, es ist ihre soziale Umwelt, in der sie leben, mit der sie fertig werden müssen. Das Redaktionsteam, das sich ebenfalls aus jungen Leuten zusammensetzt, stellt lediglich das Kamerteam und besorgt das Redigieren, aber auch da haben die Gruppen ein Mitspracherecht.

Es ist erstaunlich, am Bildschirm mitzuerleben, wie präzise und dialektisch die jungen Menschen, mit echten Problemen belastet, diese optisch umzuformulieren verstehen. Sie sehen auf der «untersten Basis», scheuen sich nicht, etwa beim Betriebsverfassungsgesetz, die zuständigen Referenten im Bonner Arbeitsministerium zum Schwitzen zu bringen oder sie – reden diese sich heraus – optisch so einzufangen, dass das Bild für sich spricht. Die Sendung ist längst zu einer Institution geworden, obwohl das ZDF sie so bettet, dass sie im allgemeinen seichten Nachmittagsprogramm vom Umfeld gedämpft wird. Immerhin, hier haben junge Menschen, Schüler und Lehrlinge, eine konkrete Chance zur optischen und verbalen Artikulation. Eine Sendung, die auch durchaus die Profis stimulieren kann (und soll).

Ähnlich die Sendung «Klatschmohn» von Hans Gerd Wiegand («Baff»). Hier filmen zwar nicht die Jugendlichen selbst, aber das Magazin ist dennoch sehr gewagt und

konsequent. In einer der letzten Sendungen wurde die Leistung (die heilige Kuh des Kapitalismus) aufs Korn genommen. Das Lob der nebelhaften «Leistungsgesellschaft» wurde dann auch von Bonner Prominenten wie Brandt, Barzel, Weizsäcker gesungen. Die Filme zwischen diesen Rhetorikproben stimmen da freilich eher skeptisch: Zum Beispiel die Aufnahmen aus zwei Stresskliniken für Jugendliche, die so viel geleistet haben, dass sie schon nach ein paar Berufsjahren eine Generalüberholung brauchen; zum Beispiel die Arbeiter in den Industriebetrieben, deren Leistung nach immer neuen und raffinierteren Methoden gemessen und gesteigert wird; vorgeführt wurden die Messsysteme Refa und MTM (Übersetzung im Betriebsjargon: «Mach tausend mehr», «Mehr tun müssen» oder «Mit teuflischen Mitteln»). Oder die Beschäftigten der Bonner Firma Soennecken, die so lange geleistet haben, bis ihre Chefs beschlossen, den Laden dichtzumachen. Was wird jetzt aus denen, die an dieser Entscheidung nicht beteiligt waren, die aber alles zu verlieren haben? Dabei stellt sich die Frage: Leistung wofür? Sicher nicht für die eigenen Interessen, und ebenso sicher zum Vorteil derjenigen, für die Leistungssteigerung anderer eigene Gewinnsteigerung bedeutet. Schliesslich diskutierte das Magazin noch eine Reihe von Alternativen zum Leistungsfetischismus. Als Illusion erwiesen sich dabei die Fluchtversuche in idyllische Landkommunen mit Ziegen und makrobiotischer Ernährung. Die einzige gangbare Lösung zur Abschaffung von mörderischem Leistungsdruck ist politische Praxis gegen eine Gesellschaftsform, die diesen Druck für ihre Existenz benötigt. Das war eine sehr genaue Analyse der Zustände in unserer Leistungsgesellschaft, über die man lieber schweigt oder sie herunterspielt mit dem Argument, «drüben» sei es ja nicht anders. Ich meine, trotz mancher Manipulation und gewisser Einseitigkeiten sind diese Jugendmagazine aufschlussreich und nachdenkenswert. Es wird ja immer wieder bewusst darauf hingewiesen, dass die Jugend ihre Probleme mit ihren Augen sieht und folglich auch nur ihren Problemhof. Genau darauf aber sollte es in einem Jugendmagazin ankommen: Es hat keinen Sinn, dass Erwachsene ihnen den Griffel führen und sie schulmeisterlich belehren, «dass man die Dinge nun auch nicht nur so und so sehen kann». Gerade die manchmal einseitige Perspektive sagt über die Situation der Jugendlichen mehr aus als die beschönigende Form. Hier sollte, gerade im Fernsehen, das doch die alle Altersstufen umfassende Kommunikation und Information betont, mehr getan werden. Noch ist Jugend, trotz der positiven Sendungen, ein heisses Eisen, an das man mit grösster Vorsicht herangeht.

Wenn Jugendliche «Partei» ergreifen (und sie müssen es), stossen sie nach wie vor häufig an die Neutralitätsklausel der öffentlich-rechtlichen Institutionen. Mit dem Versuch, Ursachen aufzudecken, ist die Frage ihrer Aufhebung schon gestellt: Veränderung der eigenen sozialen Praxis und solidarisches Verhalten.

Das andere gefährliche Moment ist nach wie vor der «freie» Mitarbeiter, der meistens so frei ist, dass er – nach Abgabe seines Exposés – gar nicht mehr beteiligt wird. Wenn er sich rigoros Gehör verschafft, ist seine einzige Basis die Argumentation, die der freie Mitarbeiter konsequent in allen Phasen der Konfliktbeilegung durchhalten muss – mit Rekursen auf Interpretationen des Rundfunkgesetzes, des Grundgesetzes und Appellen an ein demokratisches Bewusstsein der Verantwortlichen. Wer sich hier fast immer durchsetzt, ist klar: Legalisierte Machttechniken behalten immer gegenüber rationaler Argumentation die Oberhand.

Jugendlichen sollte man jedoch das Recht einräumen, bei ihren Magazinen mitzubestimmen und ihnen – im optimalen Fall – freie Hand zu lassen. Die bisherigen Magazine «Direkt» und «Klatschmohn», die aus den unverbindlichen Spielereien positiv herausragen, sind Beispiel genug. Es fragt sich nur, wie lange sie sich halten. Eines jedoch steht fest, und ist auch den Verantwortlichen klar: dass Jugendliche relativ weniger fernsehen als Erwachsene, liegt am unattraktiven Programm.

Obwohl «Direkt» einen Preis bekam («Goldener Bildschirm der Fernsehkritik»), ist mit Entschärfung zu rechnen. Man erhöht die Beiträge für Jugendliche nicht, sondern will das Wenige sogar noch einschränken. Was man daraus ersehen kann, ist deprimierend genug:

Die Jugend soll nicht zur kritischen Reflexion und zum aktiven Handeln aktiviert werden. Angst und Bequemlichkeit gehen dabei vor potentieller Emanzipation einer Gruppe, Einzelentscheidungen vor Mehrheitsbedürfnissen. Eine durchaus traurige Bilanz der Jugend im Fernsehen.

Wolfram Knorr

Karl Valentin – Müncher Original, Linksdenker und Dialektiker des Humors

Zu einer Filmserie des ZDF

Die Menschheit besteht aus zwei Teilen: Der eine kennt Karl Valentin nicht, der andere verehrt ihn als den grössten Komiker deutscher Sprache und sammelt begeistert alles, was es an Text- und Tondokumenten von ihm gibt. Bertolt Brecht notierte im Oktober 1922 über Valentin (Schriften zum Theater, Bd.1): «Dieser Mensch ist ein durchaus komplizierter, blutiger Witz. Er ist von einer ganz trockenen, innerlichen Komik, bei der man rauchen und trinken kann und unaufhörlich von einem innerlichen Gelächter geschüttelt wird, das nichts besonders Gutartiges hat. Denn es handelt sich um die Trägheit der Materie und um die feinsten Genüsse, die durchaus zu holen sind. Hier wird gezeigt die *Unzulänglichkeit aller Dinge*, einschliesslich uns selber. Wenn dieser Mensch, eine der eindringlichsten geistigen Figuren der Zeit, den *Einfältigen* die Zusammenhänge zwischen Gelassenheit, Dummheit und *Lebensgenuss* leibhaftig vor Augen führt, lachen die Gäule und merken es tief innen. – Es ist nicht einzusehen, inwiefern Karl Valentin dem grossen Charlie, mit dem er mehr als den fast völligen Verzicht auf Mimik und billige Psychologismen gemein hat, nicht gleichgestellt werden sollte, es sei denn, man legte allzuviel Gewicht darauf, dass er ein Deutscher sei.» Brechts Jugendwerke zeigen einen deutlichen Einfluss Valentins. Gemeinsam unterhielten sie nach dem Ersten Weltkrieg auf der Münchner Oktoberwiese die Fassade (!) einer Schaubude. «Die Überzeugung, das Theater habe in erster Linie der Unterhaltung, dem Spass zu dienen, fand Brecht in Valentins Werk verwirklicht» (Michael Schulte).

Kurt Tucholsky schrieb anlässlich eines Valentin-Abends in Berlin: «Er denkt links.» Eine Szene aus «Tingeltangel», einer ständig mit neuen Episoden erweiterten Szenenfolge, inspirierte ihn dazu. Valentin soll mit Anderl eine Pauke über die Bühne tragen: «*Valentin*: Magst lieber da tragen? *Sie wechseln den Platz*. *Anderl*: Lieber wärs mir aber schon dort gewesen, weil ich da besser tragen könnte, weil ich links bin. *Valentin*: Du bist links? – Machst du alles links – Essen – Trinken – Schlafen – Husten? *Anderl sagt zu allem ja*. *Kapellmeister*: Was ist denn das für eine Privatunterhaltung? *Valentin*: Der Anderl erzählt mir grad, dass er links ist, der macht alles links. *Kapellmeister*: Ach der – der spinnt ja. *Valentin*: Auch links?» – Daran fügt Tucholsky in seinem Essay: «Wie diesseits ist man selbst, wie jenseits der andre, wie verschieden, wie getrennt, wie weitab! Mitmensch? Nebenmensch.»

Der Chaplin des Wortes

«Karl Valentin ist der Charlie Chaplin des Wortes. Verfährt sich Chaplin hoffnungslos in einer Drehtür, so verheddert sich Valentin gleichermassen hoffnungslos in den Tücken der Sprache. Die Technik bösst ihren Sinn, Schwierigkeiten zu bewältigen, ein, wie die Sprache nicht länger ihre primäre Funktion als Verständigungsmittel erfüllt. Das vom Menschen geschaffene Instrumentarium entgleitet ihm, verselbständigt sich und wendet sich feindlich gegen ihn. Dieser Sachverhalt wird in seiner Absurdität quadriert, da sich keine andere Waffe bietet, dem Problem zu begegnen, als eben jenes Instrumentarium, das keines mehr ist. Chaplin wird in ‚Modern Times‘ buchstäblich von der Maschine verschluckt, nachdem sein Mühen, sie zu beherrschen, fehlgeschlagen ist.



Karl Valentin (links) und Liesl Karlstadt in der Posse «Der Antennendraht»

Nicht weniger eindrucksvoll demonstriert Valentin im *Buchbinder Wanninger*, wie die Sprache sich Stück um Stück seinem Griff entzieht und als Labyrinth, als objektives Gebilde erscheint. Aber ausser der Sprache gibt es kein Mittel, mit der Sprache fertig zu werden» (Michael Schulte).

Valentin nimmt die Sprache beim Wort, indem er sie in absurder Logik zu Ende denkt und dabei von einer Denkkatastrophe in die andere gerät. Als Landpolizist erklärt Valentin: «Ich kann überhaupt nicht schreiben, das ist ja das Dumme bei mir, ich muss jeden Spitzbuben, den ich auf der Strasse gefangen habe, abzeichnen. Sie, das ist eine Hundsarbeit, einen solchen Spitzbuben abzeichnen; meinen Sie, von diesen Spitzbuben tät sich einmal einer eine Stunde ruhig halten? Nicht ums Sterben. Unterm Bleistiftspitzen sind sie mir schon davon.» Im «Brillantfeuerwerk», einer der bekanntesten Szenen Valentins, gibt es folgendes denkwürdiges Zwiegespräch: «Wirt: Geh reden S' doch net saudumm daher, finster werds do alle Tag auf d'Nacht. – Valentin: Wenn's alle Tag finster werd, dann kannt ma ja alle Tag a Feuerwerk abbrennen. – Wirt: Freili kannt ma das, aber wenn ma alle Tag a Feuerwerk abbrenna tat, dann is ja a Feuerwerk was ganz Alltägliches – das hätt' ja gar kein Sinn. – Valentin: Na hätt ja das aa kein Sinn, wenn's alle Tag dunkel wird.» Mit pingeliger, unerbittlicher Logik erforscht Valentin das Banale; er denkt dort weiter, wo es nichts mehr zu denken gibt – er schafft eine groteske Diskrepanz zwischen Denkanstrengung und Denkobjekt. Er sabotiert ständig die wichtigste Übereinkunft menschlichen Zusammenlebens: Dass es Dinge gibt, die klar und selbstverständlich sind – etwa, dass man eine Uhr hat, um die Zeit zu wissen: «Schauen Sie, ich lauf' zum Beispiel schon jahrelang herum mit meiner Uhr ohne Zeiger; die hat doch gar keinen Wert! Ich könnte sie ja zum Uhrmacher geben, aber in dem Moment, wo ich Sie dem Uhrmacher gebe, hab' ich gar keine, also ist's doch gescheiter, wenn ich wenigstens *die* hab', wenn sie auch nicht geht; das weiss ich ja sowieso – sie kann ja auch nicht gehen ohne Zeiger. Das heisst, gehen kann sie schon – innen –, aber sie zeigt es nicht an, drum hat auch die ganze Uhr keinen Wert. Ich trage ja die Uhr nur wegen der Kette, was will man denn sonst mit einer Uhrkette an-

fangen, das sagt ja schon das Wort: Uhrkette! Das ist doch selbstverständlich, dass da eine Uhr daran sein muss, ich kann doch keinen Hund hinhängen! Dann wär's ja eine Hundekette. Und wer wird einen Hund in die Westentasche hineinschieben? Niemand».

Valentin ist ein dialektischer Sprachspieler, verwandt mit den Dadaisten und Surrealisten, und er ist ein Vorläufer des absurden Theaters. Für ihn gibt es auch für die unsinnigsten Verhaltensweisen eine plausible Begründung. Über das scheinbar Klare denkt er so lange nach, bis es sich gründlich verwirrt hat, zum Wirrwarr geworden ist: «Die Filzhüte haben den Nachteil, dass man sie nicht hört, wenn sie vom Kopf auf den Boden fallen.» Folgende touristische Hinweise auf Münchner Sehenswürdigkeiten finden sich in der «Fremdenrundfahrt»: «Die Bavaria wurde aus hartem Erz gegossen und ist mehr höher als gross. – Unter der Prinzregentenbrücke sehen Sie den stromabwärts schwimmenden Isarfluss. – Hier auf dem Bergesgipfel erblicken sie den Monopteros. Von unten kann man zu demselben hinaufschauen, was man von oben aus nicht kann.» Oder man versuche einmal die Vertracktheit eines solchen Satzes zu ergründen: «Genauso schwer ist es, wenn man während des Sitzens aufsteht und erst dann gehen will, wenn man sich niedergelegt hat.» Es kann einem dabei schwindlig werden...

Karl Valentin (am 4. Juni 1882 als Ludwig Fey, Sohn eines Vaters aus Darmstadt und einer sächsischen Mutter in München geboren und daselbst an einem Rosenmontag, dem 9. Februar 1948, gestorben und am Aschermittwoch begraben) war ein hypochondrischer Skeptiker. Auf eine Rundfrage, was sich wohl jedermann wünschte, wenn ihm eine Fee drei Wünsche freistellte, antwortete Valentin: «1. Ewige Gesundheit. 2. Einen Leibarzt.» Asthma und eingebildete Leiden sowie übersensible Nerven, Pessimismus und Melancholie waren der Nährboden, auf dem seine vertrackte Sprachkomik wuchs, in der auch ein gut Stück Verzweiflung steckt. Mit seiner absurden Sprachkomik wehrte er sich gegen die Kleinbürgerwelt, in der er mit seiner Partnerin Liesl Karlstadt, mit der er seit 1911 zusammenarbeitete, herumstolperte. Mit seinen Wortklaubereien und Spitzfindigkeiten lehnte er sich auf seine Art gegen seine engen Verhältnisse und Abhängigkeiten auf. Gegen die Ordentlichkeit und den gesunden Menschenverstand des Kleinbürgertums setzte er das labyrinthische Chaos und das haarsträubende Ungeschick seiner Monologe, Dialoge und Szenen.

Sieben Valentin-Filme im ZDF

Seit das Österreichische Filmmuseum anlässlich des «Festivals der Heiterkeit» 1968 eine umfassende Retrospektive der Filme Karl Valentins veranstaltete, begann man sich auch um seinen filmischen Nachlass zu kümmern. Zwischen 1911 und 1941 war Valentin an etwa 40 Filmen beteiligt, von denen über die Hälfte als verschollen gilt. In diesem Sommer strahlt das ZDF sieben Filme aus, die Karl Valentin mit seiner Partnerin Liesl Karlstadt in den dreissiger Jahren gedreht hat. Diese Filme bestätigen die Vielfalt der Masken Valentins, wie sie es eindrücklich in Wilhelm Hausensteins «Die Masken des Komikers Karl Valentin» dokumentiert ist. Max Ophüls, in dessen Verfilmung von Smetanas Opfer «Die verkaufte Braut» (1932) Valentin den Zirkusdirektor spielte, berichtet in seinem Erinnerungsbuch «Spiel im Dasein», wie sich Valentin sperrte, als er mit ihm Verhandlungen aufnahm: «I mag net. Im Kino – i hab amal dös g'sehn, da muss einer durch den Schornstein krabbeln oder ins Wasser springen – dös mag i net. I unterschreib Ihnen nur was, wehn's das hineinschreiben, dass i net ins Wasser springen oder durch ein Schornstein muss. Ausserdem – dös Photographieren mag i aa net. Diese Apparate...» Die folgenden Angaben zu den im ZDF (im Juli und August, jeweils donnerstags um 19.10 Uhr) gezeigten Filmen sind der Zeitschrift «Film», Nrn. 12/67 und 1/68, entnommen, wo Hans Scheugl und Ernst Schmidt eine ausführliche Übersicht über Valentins Filme veröffentlicht haben.

Es knallt. Regie: Helmut O. Kaps; Kamera: Gustav Weiss; Musik: Hans Carste; Schnitt: Gottlieb Madl; Darsteller: Karl Valentin (Kunstschütze Fürst), Liesl Karlstadt (die Wirtin), Adele Sandrock (Frau von Kobelinski, Heiratsvermittlerin), Josef Eichheim (Herr

Schwalbe, ihr Gehilfe), Fee von Reichlin; Produktion: Bavaria (1933), etwa 20 Minuten.

Der Antennendraht. Produktion: 1937 (weitere Angaben fehlen).

Das verhängnisvolle Geigen solo. Regie: Rolf Raffé; Buch: Rolf Raffé nach einer Originalszene von Karl Valentin; Kamera: Herbert Illig; Darsteller: Karl Valentin (Franz Prtl, Violinsolist), Liesl Karlstadt (Pfändungsbeamter), Max Moll (Ansager); Produktion: 1936, 17 Minuten.

Die Orchesterprobe. Buch: Karl Valentin und Liesl Karlstadt, nach den Episoden «Das komische Orchester», «Theater in der Vorstadt», «Hoffmanns Erzählungen», «Der Zufall» und «Dichter und Bauer» des Stückes «Tingeltangel»; Darsteller: Karl Valentin (Trompeter und Geiger), Liesl Karlstadt (Kapellmeister), Josef Eichheim; Produktion: 1933, 22 Minuten.

Der Firmling. Buch: Karl Valentin und Liesl Karlstadt, nach der gleichnamigen Originalszene; Darsteller: Karl Valentin (der Vater), Lisel Karlstadt (Pepperl, sein Sohn); Produktion: Arya-Film (1934), 23 Minuten.

Musik zu zweien. Regie: Erich Engels; Buch: Karl Valentin und Liesl Karlstadt, nach der Originalszene «Die verhexten Notenständer»; Kamera: Edgar S. Ziesemer; Musik: Fred Alwe; Bauten: Peter Rochelsberg; Darsteller: Karl Valentin (Musikclown, Fagott), Liesl Karlstadt (sein Partner, Flöte), Reinhold Bernt (Direktor), Josef Rankl (Bühnenmeister); Produktion: Arnold & Richter (1936), 16 Minuten.

Der Zitherspieler (auch: *Der Zithervirtuose*). Regie: Franz Seitz; Buch: Karl Valentin nach einer Originalszene; Darsteller: Karl Valentin (Zithervirtuose), Adolf Gondrell (Ansager); Produktion: Arnold & Richter (1935), 9 Minuten.

Als Einführung in die Welt Karl Valentins eignet sich bestens: Michael Schulte, Karl Valentin in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek bei Hamburg, Rowohlt 1968 (rm 144). Das Bändchen enthält auch eine Biblio-, Disko- und Filmographie.

Franz Ulrich

Peter Mischlers heile Innenwelt

Jeden Montagabend, nach getaner Arbeit und sauer-süß überstandenen Feierabend, wenn sich die Augendeckel allmählich eigenständig machen und Papa sein Pyjama unter dem Duvet hervorkramt, wenn einsame Studenten über ihrer Seminararbeit brüten und Mama noch schnell die schmutzigen Gläser in die Küche trägt, dann hebt Peter Mischler zu seiner «Serenade für ...» an. Für wen denn eigentlich? Zwar gibt sich der findige Sandmann vom Dienst liebevoll Mühe, für irgendeine Angebetete, Geliebte, Gefährtin oder wer immer da angesprochen sein soll, einen Strauss von Chansons, meist französischer Herkunft, zu binden. Doch spielen die Namen kaum eine Rolle. Angesäuselt wird ein breites Publikum, über das man eigentlich eine Untersuchung anstellen sollte. Aber nein, für einmal nicht! Träumen wir lieber in Mischlerscher Manier von den zahllosen romantischen Menschen, die Mischlers Hausmusik lauschen! Den Liebenden und Geliebten, den Traurigen und Verschmähten, den Einsamen und Ausgepumpten, den Sentimentalen und Nachtschwärmern... Man denkt an das Bibelwort: «Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid.» Peter Mischler ist ein Phänomen, das den Alltag prägt, den Feierabendalltag meine ich. Er lenkt ab von den Tagesstrapazen, schafft den Übergang von steifer Ordentlichkeit zum wohligen Kuscheln unter der Bettdecke, lässt auch das härteste Männerherz für eine gute Stunde wenigstens leise vor sich hinträumen, halb im Schlaf schon. Seine «Serenade» ist das «Bettmümpfeli» für Erwachsene, ein erotisches oft, doch ohne Anzüglichkeiten, und wenn schon, dann sind sie wenigstens französisch gesungen. Was macht denn Peter Mischler und seine Gutenacht-Serenade so anziehend, neckisch, problemlos plätschernd? Drei Dinge sind es nach meinem Dafürhalten: das Stimmtimbre, die Art der Präsentation und die Plattenauswahl. Der Klang seiner auf vornehme Zurückhaltung getrimmten Stimme füllt keine Räume, vergewaltigt nicht, greift nicht aus. Sie ver-

innerlich, ist wie Balsam auf Wunden, nimmt zurück, was andere polternd fordern: sie ist süß mit einem bitteren Beigeschmack von Fernweh und Traurigkeit. Mischlers Stimme trägt ein derart eigenes Cachet, dass sie zu einem wesentlichen Gestaltungsprinzip wird. Ein Rätsel ist mir bis heute geblieben, wie Mischlers eher kurzbeinige Phantasie in der Präsentation dennoch die Phantasie der Zuhörer zu wecken vermag. Offensichtlich liegt ein Hinterhalt und Hintergrund dieser Sendung gerade darin, dass sie Anstösse zum Schweifen gibt. Ab und zu ist da auch von Kultur die Rede, nicht so, als ob Mischler seinen kulturellen Horizont präsentieren wollte («Das habe ich in einem Musikwörterbuch nachgeschaut»), bloss als Hilfskonstruktion gleichsam, um desto tiefer in sentimental-nichtssagende Niederungen absteigen zu können («Aber Hand aufs Herz, Huguette, trotz der Schnulze, es ist eine schöne Schnulze»). Die spitzbübischen Sprachnöte eines Peter Mischler sind verzeihlich, denn man will ja kein langfädiges Palaver hören, bloss zwei drei Sätze zum Animieren für eigene Gedanken fernab von der bösen Welt. Dabei stört auch Mischlers unauffällig unechtes Baseldeutsch mit leisen Anklängen ans Berndeutsch und mit französischen Reminiszenzen nicht. Sicher hilft dem Hörer die Plattenauswahl als drittes Gestaltungsprinzip auf den Sprung in die Phantasie und Vorstellungswelt des französischen Chansons: Sie künden von Liebesfreud und -leid, von Sonne, Wind und Wellen, von Grillen gar, überhaupt von Natur und was der romantischen Themen noch mehr sind. Rockiges, Impulsives, Hochdramatisches lässt Peter Mischler gar nicht erst in die heile Serenadenwelt eindringen. Melodien, Streicher, sanft hauchende Stimmen geniessen den Vorzug. So schliesst sich denn der Kreis um Peter Mischlers abendlichen Rückzug in die Innerlichkeit.

Sepp Burri

BERICHTE/KOMMENTARE/NOTIZEN

Zwei Monate Gefängnis für Bertolucci

In Italien sind sämtliche Kopien von *Last Tango in Paris* beschlagnahmt worden; Bernardo Bertolucci, Marlon Brando, Maria Schneider, Produzent Alberto Grimaldi und Verleiher Ubaldo Matteucci wurden zu je zwei Monaten Gefängnis und 30000 Lire Busse verurteilt. In einem ersten Prozess wurde im vergangenen Februar der wegen Obszönität angeklagte Film von Bertolucci freigegeben, weil er als Kunstwerk erklärt wurde, und Kunstwerke sind nach dem entsprechenden Gesetzesparagraphen, der noch aus der faschistischen Zeit stammt, von Obszönität ausgenommen. Die Ankläger gaben sich jedoch nicht zufrieden und wandten sich an die nächsthöhere Instanz, das Appellationsgericht, das eine andere Auffassung von Kunst zu haben scheint: In Bologna wurde *Last Tango in Paris* der Charakter des Kunstwerkes abgesprochen, weil der Film unter anderem «auch langweilig» sei! Die Justizmaschinerie erweist sich so einmal mehr als Absurdum mit grotesken inneren Widersprüchen. Für die Richter scheint es tatsächlich eine scharfe Trennung zwischen Kunst und Nicht-Kunst zu geben, eine Trennung, die sie selbst vorzunehmen glauben können, da sie auf jegliche Begutachtung von seiten der Filmkritiker verzichteten.

Bertolucci, dessen Anwälte sofort Berufung eingereicht haben, hat nach der Urteilsverkündung folgendermassen Stellung genommen: «Es ist ein reaktionäres Urteil, gestützt auf den faschistischen Kodex und in perfekter Übereinstimmung mit dem repressiven Klima, das die Regierung Andreotti in unserem Land eingeführt hat. Die schwere Ungerechtigkeit, die so begangen wird, trifft nicht nur mich, sondern die Ausdrucksfreiheit allgemein und im speziellen die sieben Millionen Zuschauer, die den Film aufgenommen haben, den grössten Teil der Kritiker, die ein gutes Urteil abgegeben haben, die Zensurkommission, die ihn freigegeben hat, und vor allem das Gericht von Bologna, das ihn in erster Instanz voll freigesprochen hatte.»